Sport

Pyros, Gesänge und Gewalt: Sie dreht eine Liebeserklärung an Fussball-Ultras

Ragnhild Ekner Die Dokumentarfilmerin begleitete Fans aus acht Ländern auf vier Kontinenten. In Indonesien traf die Schwedin auf überraschend viele Frauen, in Ägypten hingegen drehte sich vieles um tödliche Randale und deren Folgen.

Loris Brasser

Sie zünden Pyros in der Kurve, reisen ihrem Verein über Landesgrenzen hinterher – und werden oft als Chaoten abgestempelt: Fussball-Ultras. In Ragnhild Ekners Dokumentarfilm «Ultras» erhalten sie nun eine filmische Liebeserklärung. Die schwedische Regisseurin hat Fanszenen in acht Ländern auf vier Kontinenten besucht. Die 42-Jährige war in feministisch geprägten Fankurven in Indonesien. Zeigt die Kunst, riesige Fan-Choreografien zu malen. Oder trifft einen ägyptischen Fan, der bei schweren Ausschreitungen Freunde verloren hat – und aufgrund seines Fan-Daseins für die Regierung als Terrorist gilt.

Das visuell eindrucksvolle politische Porträt über Zugehörigkeit und Widerstand feierte in diesem Jahr in Göteborg seine Premiere, wurde im vergangenen April am Dokumentarfilmfestival Visions du Réel in Nyon gezeigt und soll bald auch vereinzelt in Schweizer Kinos zu sehen sein.

Ragnhild Ekner, Sie nennen Ihren Film einen «Liebesbrief an die Ultra-Kultur».
Und genau das ist es. Nach meinem ersten Film, der sehr persönlich und schmerzhaft war – es ging um den Suizid eines Freundes und um unsere gemeinsame Jugend in der Graffiti-Szene –, wollte ich wieder mit Menschen arbeiten, nicht allein im Schnittraum versinken. Fussball wurde mein Ausweg. Die Energie im Stadion, die kollektive Leidenschaft, das hat mich getragen. Irgendwann wurde mir klar: Ich kann dieses Gefühl auch filmisch fassen.

Und dann sind Sie losgezogen?
Ja, ohne grosses Konzept, aber mit dem Bedürfnis, diese Welt einzufangen. In Marokko etwa hatte ich nur einen Kontakt, der ein wenig Englisch sprach. Trotzdem öffneten sich uns innert wenigen Tagen viele Türen – vielleicht auch, weil die marokkanische Szene sehr stolz ist auf das, was sie macht.

Wie haben Sie das Vertrauen in den Kurven gewonnen? Ultras sind gegenüber Medien ja oft sehr skeptisch.
Das stimmt. Viele fühlen sich in der Berichterstattung falsch dargestellt oder sogar verraten. Deshalb reden sie lieber gar nicht mehr mit den klassischen Medien. Aber ich glaube, sie haben gespürt, dass ich ein Teil des Ganzen sein will. Dass ich keine Gesichter zeigen wollte, war ein Vertrauensvorschuss. Und dass ich mit Freunden und Freundinnen reiste, half beim Zugang. In Polen zum Beispiel hatte ich jahrelang keinen Kontakt, bis ich in Poznan zufällig einen Mann ansprach, der neben einem Ultra-Sticker stand. Er telefonierte – und einen Tag später hatten wir ein Interview mit einem Mitglied der Szene.

Gab es Länder, in denen der Zugang besonders schwierig war?

Die Anzahl weiblicher Fans beim Fussballclub PSS Sleman in Indonesien überraschte die Filmemacherin Ragnhild Ekner. Fotos: «Ultras»/Raghnild Ekner

Stehen immer wieder im Fokus der Polizei: Fans von IFK Göteborg.

Die Fankurve von Raja Casablanca ist gross und männlich.

Ja, in Italien zum Beispiel – obwohl es dort eine reiche Ultra-Tradition gibt. Oder auch in Ägypten. Dort ist die Szene nach dem Massaker von Port Said (Ausschreitungen 2012 mit 74 Toten und über 1000 Verletzten, die Red.) quasi zerstört worden. Die Gruppen gelten heute offiziell als Terrororganisationen. Der Mann, den ich dort interviewt habe, lebt inzwischen im Ausland. Zu gross ist die Gefahr, nur schon über die Ereignisse zu sprechen.

Was ist Ihre Erklärung für die Härte, mit der in Teilen der Welt gegen Ultras vorgegangen wird?
Ich glaube, es liegt daran, dass die Ultras sich selbst organisieren. Sie funktionieren ausserhalb staatlicher Strukturen, sind kollektiv, kreativ, diszipliniert – und das macht sie für den Staat schwer greifbar. In Schweden etwa ist die Zusammenarbeit zwischen Polizei, Clubs und Fans besser als auch schon. Die Stadien sind voll, es gibt weniger Gewalt. Und trotzdem erleben wir eine neue Welle der Repression: einen Vorschlag zur Einführung von personalisierten Tickets, massive Polizeipräsenz. Es ist, als ob Fussballfans zum Trainingsfeld für repressive Tendenzen gemacht würden.

Sie meinen: Wer sich gegen Ultras durchsetzt, kann das auch gegen andere Gruppen tun?
Genau. Weil es kaum Widerspruch gibt. Kaum jemand solidarisiert sich mit Ultras, weil sie medial als gewaltbereit dargestellt werden. So lassen sich Gesetze einführen, die später auch andere treffen könnten.

> «Natürlich gibt es Gewalt, gerade in der Hooligan-Szene. Aber in der Ultra-Kultur steht anderes im Zentrum.»
>
> **Ragnhild Ekner**

In Ihrem Film zeigen Sie auch die kreativen Seiten der Szene – etwa die aufwendig gestalteten Choreos. Wie entstehen die?
Jemand hat eine Idee, es wird diskutiert, ergänzt, verändert. Am Ende ist es ein kollektives Produkt. Für ein grosses Tifo, also eine grosse Choreo, arbeiten zehn Leute über Wochen hinweg – fast täglich, nach der Arbeit, an den Wochenenden. Beim Malen und beim Aufbau helfen dann auch 50 bis 70 andere. Es ist viel mehr als ein Hobby. Es ist eine Ausdrucksform, ein Gemeinschaftsprojekt, das für jene gemacht ist, die Teil der Fussballkultur sind.

Diese Tifos kosten Geld. Woher kommt das?
Von der Kurve selbst. Es gibt Spendenaktionen, Kollektivkassen, auch Merch-Verkäufe. Die Szene trägt sich selbst. Das teuerste Tifo im Film würde rund 36'000 Euro kosten – wenn die Arbeitsstunden eingerechnet wären.

Was war für Sie die grösste Überraschung während der Dreharbeiten?
Indonesien. Ich hatte nicht erwartet, dort so viele Frauen in der Kurve zu sehen. Nicht auf den Sitzplätzen, sondern mitten im Geschehen: beim Singen, beim Fahnenschwenken, beim Pyrozünden. In Marokko hingegen sind Frauen im Kurvenblock kaum präsent. Die Begründung war religiös, aber das ist ein Vorwand. In Indonesien ist dieselbe Religion verbreitet, und trotzdem sind die Frauen dabei. Das zeigt, dass es um Kultur geht, nicht um Glauben.

Wie steht es mit der oft kritisierten Machokultur in den Kurven?
Die gibt es. So wie es sie in der ganzen Gesellschaft gibt. Es gibt rein männliche Gruppen, gemischte, auch reine Frauengruppen. Aber die Szene verändert sich. Wer will, kann neue Gruppen gründen. Manche setzen sich aktiv gegen Rassismus, Sexismus und Homophobie ein. Andere weniger. Es ist wie ein Spiegel der Gesellschaft, nur verdichteter.

In Ihrem Film blenden Sie die Gewalt nicht aus, thematisieren sie aber auch nicht gross. Warum?
Weil sie in meiner Realität auch nicht übermässig präsent ist. Natürlich gibt es Gewalt, gerade in der Hooligan-Szene. Aber in der Ultra-Kultur steht anderes im Zentrum. Ich wollte das zeigen, was ich sehe und erlebe, nicht moralisieren. Das hat einigen Kritikern nicht gefallen. In Schweden wurde der Film deshalb teils stark kritisiert. Andere lobten ihn gerade für diese Nähe zur Szene. Ich finde: Beide Reaktionen zeigen, wie sehr das Thema die Gesellschaft beschäftigt.

Gab es auch positive Rückmeldungen aus weniger Fan-affinen Kreisen?
Ja, viele Menschen, die sonst nichts mit Fussball zu tun haben, sagten mir nach Betrachtung des Films, dass sie nun ein anderes Bild hätten. In Kanada etwa war die Resonanz fast euphorisch. Weil es dort keine Ultra-Kultur gibt, konnten sich viele unvoreingenommen auf den Film einlassen. Sie sahen die Kreativität, die Leidenschaft, den Gemeinschaftssinn.

Ihr Film endet mit einer offenen Frage: Wie lange gibt es solche Kollektive noch in einer zunehmend individualisierten Welt?
Diese Frage treibt mich weiterhin um. Subkulturen wie früher gibt es kaum noch – zu stark ist die Vereinzelung, zu dominant die digitale Welt. Vielleicht ist gerade deshalb der Drang bei einzelnen Menschen nach Kollektivem so stark. Ich hoffe, dass die Kurve diesen Raum noch lange bieten kann.

Und Ihr nächstes Projekt – wird das wieder mit einer Subkultur zu tun haben?
Vielleicht. Ich denke gerade darüber nach, einen Film mit Kindern zu machen – über Kreativität, Neugier, Selbstbestimmung. Aber vielleicht mache ich auch erst mal etwas ganz anderes. Sozialarbeit zum Beispiel. Ich hätte gern ein Einkommen, bei dem ich mir neue Socken leisten kann, wenn meine Löcher haben. (lacht)

Bern

Schnegg schiebt Verbot von «Homo-Heilungen» auf die lange Bank

Zögern im Regierungsrat Entgegen einem Auftrag des Parlaments sind Konversionstherapien in Bern noch immer legal. Andere Kantone machen hingegen vorwärts.

Marius Aschwanden

Eigentlich ist der Auftrag an Regierungsrat Pierre-Alain Schnegg (SVP) klar. Im März 2022 überwies der Grosse Rat mit deutlicher Mehrheit einen Vorstoss, in dem ein Verbot von sogenannten Konversionstherapien gefordert wird.

Dabei handelt es sich um Massnahmen, die das Ziel haben, Menschen mit homosexuellen Veranlagungen zu Heterosexuellen zu machen. Solche «Therapien» werden insbesondere in manchen Freikirchen befürwortet. Dies unter der Falschannahme, Homosexualität sei eine Krankheit, die es zu heilen gelte.

Wie oft solche Massnahmen angewandt werden, ist allerdings unklar. Zahlen dazu gibt es keine. Weil die Umpolungsversuche aber mehr Schaden als Nutzen verursachen, sind seit längerem Bestrebungen im Gang, die Angebote national zu verbieten – bisher ohne Erfolg. Deshalb kam in den letzten Jahren auf kantonaler Ebene Bewegung in die Sache.

In Neuenburg, in der Waadt und im Wallis sind Verbote bereits in Kraft, und in Zürich wurde die Vernehmlassung zu einer entsprechenden Gesetzesanpassung kürzlich gestartet. Bald sollte dies auch in St. Gallen und im Jura der Fall sein.

Und in Bern? Auch drei Jahre nach dem Entscheid des Kantonsparlaments ist ein Verbot von Konversionstherapien nicht in Sicht. Motionärinnen und Interessensvertreter werfen dem Regierungsrat unter der Federführung der zuständigen Direktion von Schnegg deshalb Arbeitsverweigerung vor. Tatsächlich kann man aufgrund einer Antwort auf eine kürzlich eingereichte Anfrage zu diesem Schluss kommen.

Regierungsrat will auf Bund warten

Grossrätin Rahel Ruch (Grüne) wollte darin wissen, wes-

Gleiche Rechte für alle: An der Pride-Parade in Bern 2024 setzten Tausende Menschen ein Zeichen für Freiheit und Akzeptanz. Fotos: Adrian Moser

halb es im Kanton Bern mit der Umsetzung derart happert. Die Antwort der Regierung: Sie sei «nach Prüfung» zum Schluss gekommen, dass ein gesetzliches Verbot «idealerweise auf Bundesebene verankert werden sollte».

Deshalb wolle der Regierungsrat einen Bericht abwarten, der auf ein Postulat zurückgeht, das 2022 vom Nationalrat überwiesen wurde. Darin soll aufgezeigt werden, wie verbreitet Konversionspraktiken in der Schweiz sind und was überhaupt darunter zu verstehen ist.

Weiter weist der Regierungsrat darauf hin, dass für ein kantonales Verbot eine Änderung des Gesundheitsgesetzes erforderlich wäre. «Aufgrund begrenzter personeller Ressourcen» sei diese Änderung allerdings vorerst zurückgestellt worden.

Vom Tisch sei das Verbot aber nicht, versichert die Regierung. Sobald die bundesrechtlichen Grundlagen vorliegen würden, werde sie «die Möglichkeiten einer Umsetzung im Kanton Bern erneut prüfen».

Klar ist: Auch wenn der Regierungsrat Therapien ablehnt, mit welchen Homosexuelle zu Heterosexuellen gemacht werden sollen, war er schon vor drei Jahren gegen ein kantonales Verbot. Bereits damals begründete er dies mitunter damit, dass man, wenn schon, auf nationaler Ebene etwas unternehmen müsste.

Den Grossen Rat kümmerte das wenig – er überwies die Forderung in der verbindlichen Form einer Motion.

Kritik an Regierungsrat auch von Pink Cross

Christa Amman war Mitunterzeichnerin des Vorstosses. Die Grossrätin der Alternativen Linken findet das Verhalten des Regierungsrats «höchst problematisch». «Es ist komplett unklar, wann der Bericht auf Bundesebene erscheint und ob es danach ein nationales Verbot geben wird», sagt sie.

Das Kantonsparlament habe der Regierung aber einen klaren Auftrag erteilt. «Da kann man nicht einfach abwarten und das erst noch ohne eine konkrete zeitliche Perspektive», sagt Amann. Für sie ist deshalb klar: Das kantonale Verbot muss jetzt rasch umgesetzt werden.

Ob für das zögerliche Vorgehen einzig die Abläufe auf nationaler Ebene oder auch Schneggs

AL-Grossrätin Christa Ammann fordert ein rasches Verbot von Konversionstherapien.

freikirchlicher Hintergrund einen Einfluss haben, kann Ammann nicht beurteilen. «Dass es auch schneller vorangehen kann, zeigen die Kantone Waadt, Neuenburg und Wallis», sagt sie.

Kritik äussert auch Roman Heggli, Geschäftsleiter von Pink Cross, der Dachorganisation der schwulen und bisexuellen Männer in der Schweiz.

Was der Berner Regierungsrat mache, sei Arbeitsverweigerung. «Für mich zeigt das Verhalten, dass man wenig Lust darauf hat, den klaren Auftrag des Parlaments umzusetzen. Das ist bedenklich», so Heggli.

In einem Punkt aber gibt er der Berner Regierung recht: Ein Verbot auf nationaler Ebene wäre sinnvoller als verschiedene kantonale Erlasse. Deshalb arbeitet er und sein Team auch weiter auf ein solches hin. Eine repräsentative Umfrage, welche Pink Cross kürzlich durchführen liess, zeigt, dass mittlerweile auch eine Mehrheit der Schweizer Bevölkerung Konversionstherapien verbieten möchte. 72 Prozent der Befragten würden ein Verbot begrüssen und nur 24 Prozent sind demnach dagegen.

Verbot von Therapien muss warten

Auf Anfrage geht Gundekar Giebel, Kommunikationsverantwortlicher der Gesundheitsdirektion, nicht direkt auf die Vorwürfe ein. Er verweist aber auf die Vielzahl von Gesetzen und dazugehörigen Verordnungen, die unter der Leitung von Schnegg bereits überarbeitet wurden oder derzeit noch werden. Noch mehr sei schlicht nicht möglich.

Sobald aber die laufenden Revisionen abgeschlossen seien, werde «höchstwahrscheinlich» auch das Gesundheitsgesetz an die Reihe kommen. Dort werde man das Verbot von Konversionstherapien dann aufnehmen, so Giebel.

In Bern dürfen Menschen ihr Haustier bald mit ins Grab nehmen

Neue Regeln auf dem Friedhof Gemeinsam auf die letzte Reise: Bern erlaubt im neuen Friedhofsgesetz, sich mit Tieren bestatten zu lassen.

Der Gemeinderat in Bern hat eine neue Friedhofsgesetzgebung ausgearbeitet. Die wichtigste Neuerung: Von nun an soll das Bestatten von «Mensch mit Tier» erlaubt sein. So können künftig die Menschen auch mit ihrem geliebten Haustier die ewige Ruhe finden.

Und so soll das funktionieren: Auf einem der drei städtischen Friedhöfe soll es bald ein neues Grabfeld geben, das sich «Mensch mit Tier» nennt. Das Angebot will die Stadt auf dem Schosshaldenfriedhof realisieren.

Dort wird es möglich sein, die Asche verstorbener Haustiere mit ins Grab zu geben. Möglich ist die Beigabe der Asche sowohl im Sarg als auch in der Urne. Das Tier kann auch nachträglich beigegeben werden.

Beim Haustier gibt es keine Grenze: Ob Katze, Schlange oder Hamster, grundsätzlich sei die neue Bestattungsart mit allen Haustieren möglich, schreibt der Bereichsleiter Friedhöfe und Stadtgarten, Hansjürg Engel, «sofern das Volumen der Asche fünf Liter nicht übersteigt».

Allerdings ist die Beisetzung der Tierasche rechtlich eine «Grabbeigabe». Das bedeutet, es ist folglich keine eigenständige Bestattung. Das verstorbene Tier muss immer eingeäschert sein.

Forderung von GLP-Politiker umgesetzt

Tierkadaver von Haustieren, die nicht eingeäschert sind und eine bestimmte Grösse überschreiten, dürfen weiterhin nur auf dafür zugelassenen Tierfriedhöfen oder auf dem Privatgrundstück des Tierhalters erdbestattet werden. Das neue Friedhofsgesetz geht nun in die Vernehmlassung, welche bis Anfang September dauert. Ziel ist eine Inkraftsetzung bis 2026.

Bei der Einrichtung des neuen Grabfelds handelt es sich um die Umsetzung eines Vorstosses aus dem Berner Stadtrat. Eingereicht hat ihn Peter Ammann, ein GLP-Politiker. Er ist mittlerweile nicht mehr im Stadtrat.

2019 hat er sich mit seinem Hund Paco, einem Belgischen Schäferhund, ablichten lassen. Es war bereits sein dritter Hund. «Es geht darum, dass ein würdiger Ort der Trauer und der Erinnerung geschaffen wird», sagte er damals dieser Redaktion.

Jetzt sagt Ammann auf Anfrage, er «freue sich», dass es nun an die Umsetzung seines Vorstosses gehe. Sein damaliger Hund Paco ist noch am Leben, mittlerweile zehn Jahre alt.

Im neuen Friedhofsreglement stellt der Gemeinderat sicher, dass er auch künftig selber über weitere Grabfelder entscheiden kann. Die Kompetenz zur Festlegung der konkreten Grabarten und der Grabfelder mit besonderen Vorschriften – zum Beispiel Grabfeld Mensch mit Tier, muslimisches Grabfeld, buddhistisches Grabfeld – soll deshalb an den Gemeinderat delegiert werden. Dies erlaube es, «schneller auf neue Bedürfnisse einzugehen».

Auch sonst hat der Gemeinderat ein Herz für Tiere: Aktuell herrscht theoretisch auf den Stadtberner Friedhöfen ein strikt es Hundeverbot, doch dieses gelte als «unnötige Einschränkung.» Künftig sieht die neue Gesetzgebung nur noch eine Leinenpflicht vor.

Bern ist allgemein Schweizer Vorreiterin, wenn es um die letzte Ruhe geht. Bereits heute ist für Angehörige von fünf Religionen (Christentum, Judentum, Islam, Hinduismus und Buddhismus) eine Bestattung möglich. Vor kurzem hat die Stadt zudem ein alevitisches Grabfeld eingerichtet.

Tierbestattung mit Hunden bereits in der Steinzeit

Doch ist die Nachfrage nach einer Bestattung von Mensch und Tier wirklich vorhanden? Ja, sagt die Stadt und verweist auf andere Städte, die zeigten, dass das Bedürfnis da sei.

Eine Internetrecherche weist zumindest auf ein Bedürfnis hin. So gibt es beispielsweise auch mehrere Tierfriedhöfe in der gesamten Schweiz. Bei vielen ist das Haustier mittlerweile ein vollwertiges Familienmitglied. Die Möglichkeit, sich gemeinsam bestatten zu lassen, gibt es auch in Zürich.

«Die Liebe für das Haustier geht für manche über den Tod hinaus», schreibt die Stadt Ladenburg im deutschen Baden-Württemberg. Dort können Mensch und Tier gemeinsam die letzte Ruhe finden. In Deutschland verteilt gibt es noch weitere solche Bestattungsorte.

Geschichtlich gesehen ist die gemeinsame Bestattung von Tieren und Menschen keine Neuheit. So sollen einer Studie im Fachmagazin «Plos One» zufolge Bestattungen von Menschen zusammen mit Hunden bereits in der Steinzeit stattgefunden haben.

Zudem haben Forschende vier 2000 Jahre alte Grabfelder in Norditalien gefunden, wo Pferde und Hunde mit Menschen bestattet wurden. Die genauen Gründe für die Spezies-übergreifenden Bestattungen sind jedoch unklar.

Carlo Senn